

Vor kurzer Zeit habe ich ein Gespräch mit meiner 91-jährigen Großmutter geführt; darüber, in was für einer Welt wir leben. Eine Welt, die in vielerlei Hinsicht überhaupt nicht mehr mit der in Einklang zu bringen ist, in der sie im Jahr 1930 geboren wurde. Internet, Fernsehen und Bluetooth – Dinge, die für mich zur Normalität gehören, sind für sie Neuland. Aber dennoch auch im Jahre 2022 eine Welt, in der Despoten für Krieg und Vernichtung sorgen, in der das Recht des Stärkeren zu regieren scheint, in der wir mit Nachrichten über tote Zivilist:innen, Millionen Flüchtende und zerstörte Städte umgehen müssen. Meine Großmutter wurde mit all diesen Dingen in jungen Jahren bereits konfrontiert und hat miterlebt, was Krieg bedeutet. Für mich, Jahrgang 2001, ist dies eine Realität, die ich bislang nicht kannte – oder sollte ich sagen: nicht kennen wollte? Es scheint mir zynisch, so zu tun, als habe die Welt der vergangenen 70 Jahre keinen Krieg gekannt. Nur fällt es leichter wegzuschauen, wenn das Unheil im Jemen, in Syrien oder in Afghanistan tobt und nicht hier, im friedlichen Europa.

Was haben wir gewettert, über die NATO, die EU und ganz ehrlich – wer braucht schon noch die Bundeswehr? Die Erfahrungen insbesondere der deutschen Vergangenheit, die Menschen im Alter meiner Großmutter ob ihrer Schrecklichkeit noch gut in Erinnerung haben, kannte ich bislang nur aus meinem Geschichtsstudium, der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Das Negieren bestehender Grenzen, Krieg – all das waren lange Themen, die lediglich in einem indirekten Kontext mit der Realität in Einklang zu bringen waren. Insofern kann auch ich mich nicht ganz freisprechen von dem Fehler, geglaubt zu haben, das Denken in militärischen Sphären sei überkommen, nicht mehr zeitgemäß, irrelevant. Wir wurden eines Besseren belehrt.

Generation ›Wohlstandsverwöhnt‹

Für Menschen meines Alters ist Wohlstand und Frieden Normalität und Standard. Es war der natürliche Habitus, in dem wir aufgewachsen sind und den wir aufgrund seiner allgegenwärtigen Präsenz nicht mal adäquat wertschätzen können. Plötzlich lernen wir, dass für die Bewahrung der wichtigsten Werte – Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit – eingestanden werden muss und sie keine Selbstverständlichkeiten sind. Zudem glaube ich, dass wir uns mit unserem Anspruch an das, was man vermeintlich zum Leben braucht, auseinandersetzen und neu ausrichten müssen. Dieser ist schließlich nicht nur unfassbar viel höher als der, den beispielsweise

Über das ›20-Sein‹ in den 20er Jahren

Von Paula Marie Dick



meine Großmutter innerhalb ihrer Sozialisation erlernte, sondern lässt auch die natürlichen Ressourcen unseres Planeten und die Interessen nicht-westlicher Regionen auf der Welt, wie etwa dem Globalen Süden, außer Acht und konterkariert diese sogar. Ob er ethisch und moralisch zu überhaupt irgendeinem Zeitpunkt durchsetzbar war, ist ohnehin anzuzweifeln.

Fragen wie diese stellen sich jedoch nicht nur im Kontext des aktuellen Krieges, sondern natürlich auch und insbesondere den Klimawandel betreffend. Trotz der ebenso großen Bedeutung dieser drohenden Katastrophe, die in ihren Auswüchsen ein bisher ungekanntes Krisen-Szenario darstellt, ist dies für viele bislang eine weitaus weniger beachtenswerte Thematik und führt nur bei einigen Wenigen, ich darf sagen meist jüngeren und progressiveren Menschen, zu tatsächlichen Verhaltensänderungen. Ungeachtet der Tatsache, dass, sollten wir nicht in der Lage sein die Konsequenzen abzumildern (von Aufhalten kann bereits keine Rede mehr sein) uns schlichtweg jegliche Lebensgrundlage genommen werden könnte. Doch der Mensch neigt wohl dazu, weniger direkte, zukünftige oder nicht unmittelbar vor der eigenen Haustür geschehenden Dinge, und seien sie noch so dringlich, nicht ernst zu nehmen. Dass das, was am Nordpol geschieht, auch für uns im wohlstandsverwöhnten Deutschland relevant ist, wird uns erst klar, wenn die Flutwelle ins Ahrtal bricht.

An dieser Stelle will ich keineswegs den Eindruck erwecken, ich wolle das eine Schreckens-Szenario in seiner Relevanz gegen das andere aufwiegen; keineswegs.

Vielmehr zeigen die Parallelen, die beide Krisen verbinden, dass es so, wie es bisher war, sicher nicht mehr weitergehen kann. Ich gebe zu, seit dem Ausbruch des Krieges auch schon einmal ge-

dacht zu haben: Vielleicht erkennen wir nun, angesichts dieses Schreckens, endlich die Dringlichkeit dessen, was eine wahrhaftige und entschiedene Bekämpfung des Klimawandels erfordern würde?

Klimawandel – ein ›Fridays For Future‹-Thema

Ich nehme durchaus wahr, dass mitunter die Vehemenz und der Nachdruck meiner Generation in Bezug auf die geforderten Verhaltensänderungen in unserer Gesellschaft, etwa bei Fragen des Fleischkonsums oder dem Reiseverhalten, belächelt wird. Hierzu kann ich nur sagen: Es sind nicht die 60-jährigen Friedrich Merzes dieser Welt, die sich mit der drohenden Katastrophe werden befassen müssen – und das ist, wenn überhaupt, nur ein klein wenig despektierlich gemeint. Rein faktisch sind es nun einmal Menschen wie ich, Anfang 20, die gerne auch noch etwas Zeit auf diesem Planeten verbringen würden und daher ein besonderes Interesse am Erhalt desselbigen haben. Was es braucht, ist ein gesamtgesellschaftlicher Wille zur Veränderung. Dazu gehört auch, dass wir uns mit dem Gedanken auseinandersetzen, zu verzichten. Muss es jeden Tag Fleisch sein? Meine Großmutter kennt noch sehr gut die Tradition des Sonntagsbratens – Fleisch unter der Woche? So gut wie nie. Haben etwa wenige Jahrzehnte gereicht, um Umstellungen wie diese, öfter die Bahn oder das Fahrrad statt das Auto zu nehmen, völlig unvorstellbar zu machen? Sind sie wirklich ein berechtigter Grund, auf die Selbstbestimmtheit und die individuelle Freiheit eines jeden Einzelnen zu pochen und in einer ›Das-ist-doch-grünes-Öko-Gesiff‹-Einstellung gegen Appelle von ›Fridays For Future‹ zu hetzen und diese kategorisch abzulehnen? Wir werden sehen wohin es uns führt. Letztlich, so schrecklich die aktuellen Umstände auch sind, so sehr hoffe ich doch, dass sie die notwendigen Veränderungen mittelfristig herbeiführen können, die unser Planet und unsere Gesellschaft als Wertegemeinschaft braucht. Nicht nur seitens einiger weniger vermeintlich radikaler, sondern von allen.

Paula Marie Dick ist 21 Jahre alt und studiert Geschichte und Politik in Frankfurt.